

ESTICA

A-7023

# Über Gemeinschaft

Von

**Dr. R. Hippius**

## Über Gemeinschaft.

Von Dr. H. Hippus.

29801 I.

## Der Einzelne und die Gemeinschaft.

Jemanden einen Individualisten nennen heißt ihn kränken. Das ist noch nicht lange so, aber es ist mit großer Macht gekommen und schon gehört es beinahe zu den Trivialitäten wenn jemand sagt: die Gemeinschaft ist das Entscheidende. Es ist gewiß nicht Willkür, ein So- aber auch Andersdenkenden, das diese Erkenntnis zur herrschenden machte. Auch ein Erklärungsversuch, der die heutige Überzeugung als Gegenwirkung gegen den überspitzten Individualismus einer dekadenten Zeit auffassen wollte, würde das Wesentliche verfehlen. Es handelt sich hier nicht um eine neue Welle im Wechselspiel philosophischer Lehrmeinungen, sondern um eine innere Not unzähliger Menschen, deren innerstes Verlangen in dem Ausbruch dieser Erkenntnis zum Ausdruck kam.

Etwas den Menschen wesentlich Ausmachendes, seine feste Gefügtheit in Gemeinschaften, das „Ein-ganz-bestimmter-Sein“, der in einem bestimmten Kreise seinen Platz hat, war verloren gegangen. Der Mensch wurde zu einem Jrgendwer herabgedrückt. Er glaubte seit der französischen Revolution Fesseln zu sprengen und sprengte fortschreitend mehr alle gewachsenen Bande des Standes, der Zucht, zuletzt der Familie. Die Freiheit, die erobert werden sollte, faktisch wurde sie zur grenzenlosen Vereinsamung und Banalisierung des Menschen als ein Jrgendwer, und nun wehrt sich das Gesunde und Starke mit aller Kraft gegen

diese Vereinsamung. Das ist die reale Situation, die den Ruf nach Gemeinschaft schuf, — nicht das Denken.

Diese Sachlage bedeutet nicht, daß es uns nicht möglich sein sollte, denkend das Geschehen um uns tiefer zu verstehen. Zumal das Denken über die menschliche Seele hat allen Anlaß sich darum zu bemühen, die Notwendigkeiten und Wurzeln eines so aus der Tiefe aufsteigenden Verlangens zu verstehen. Und in der Tat, das psychologische Denken braucht nicht einmal von seinem Erfahrungsschatz aus ein neues Gedankengebäude zu errichten, es findet vielmehr auf seine Geschichte in den letzten Jahrzehnten zurückblickend, schon manchen, allerdings vereinzelt Denker, der darum wußte, daß ein neues Bedürfnis nach Gemeinschaft notwendig aufbrechen mußte in einer kommenden Zeit. So wußte es um die Jahrhundertwende der Franzose G. Le Bon, so auch seit langem F. Krueger.

Welches sind nun die Momente, die uns das Bedürfnis nach Gemeinschaft von der seelischen Seite her verständlich machen? Wenden wir unseren Blick zunächst dem erwachsenen Menschen zu. In allem, was er sagt und tut, in allem was er für recht oder unrecht hält, ist er auf andere Menschen bezogen. Er will von ihnen verstanden sein, ja er bedarf durchschnittlich einer dauernden Bestätigung seines Tuns, Denkens und Wertens durch sie. Unmittelbar und schmerzlich kommt diese Tatsache dem zum Bewußtsein, der plötzlich in einen ganz anderen Lebenskreis versetzt wird, wo man „seine Sprache nicht versteht“, sein Handeln falsch auffaßt und über seine Wertungen vielleicht lächelt.

Es bleibt einem solchen kaum etwas anderes übrig als seine Zuflucht dazu zu nehmen „Beobachter“ zu sein. Damit schraubt er sich künstlich auf einen „höheren“ Standpunkt, aber er vermag das kaum durchzuhalten und wo er seine Rolle nicht festzuhalten weiß, da fühlt er sich verlassen, vereinsamt, überflüssig. Hier erst wird es völlig greifbar, was es eigentlich heißt, Individuum — Einzelwesen — im vollen Sinne des Wortes zu sein. Es ist kaum einer unter uns, der dieses wirklich dauernd zu tragen vermöchte. Der seelisch gesunde, normale Mensch ist niemals Individuum in diesem krassen Sinne des Wortes. Es war ein Irrweg der Psychologie, den Menschen immer nur aus sich selbst heraus verstehen zu wollen. Richtig zu verstehen ist ein Mensch nur im Rahmen der Gemeinschaft, der sein Handeln und Denken gilt.

1. Die Gemeinschaft nun darf nicht zu eng verstanden werden. Was zunächst das Denken angeht, so formen sich die Gedanken in einer bestimmten Sprache. Das bedeutet, wie wir heute immer klarer sehen eine bestimmte Prägung auch für den Inhalt des Denkens. In jeder Sprache lebt die Erlebnisweise eines bestimmten Stammes und Volkes. Wer die Sprache wirklich versteht, Sprachgefühl besitzt, der denkt in eben dieser Weise. Darum kann man nie Sprachgefühl „erlernen“, sondern eine Sprache nur erwerben, wenn man lange Zeit inmitten, d. h. in Gemeinschaft mit dem betreffenden Volke lebt. Darüber hinaus zeigt sich auch im engeren Kreise die Sprache als Ausdruck der Gemeinschaft. So spricht jeder Stand, jeder Bund, zuletzt jede Familie innerhalb eines Volkstums seine spezifisch abgeänderte Sprache, die nur Zugehörige verstehen.

2. Das Tun. In allen unseren Handlungen beruflicher und privater Art sind wir auf Gemeinschaft bezogen. Das wird

uns besonders deutlich daran, daß wir den einen Sonderling heißen, der nur nach seinem eigenen Kopf handelt. Aber auch daran können wir es ablesen, daß wir es als kränkend empfinden, wenn Handlungen, die uns gelten ohne innere Beziehung zu uns vollzogen werden. Dort, wo das unvermeidlich ist, gewöhnt sich der Mensch nur schwer daran. So fällt es dem Krutener beim Militär schwer, daß er hin und her geschubst wird ohne daß dieses Tun auf ihn bezogen wäre. Indessen haben die Organisatoren der Heere weit mehr Menschenkenntnis bewiesen als die industriellen Untertnehmer. Für den jungen Soldaten ist es nur ein Übergangszustand bis er in seine Kompanie, seine Abteilung eingegliedert wird und nun eine persönliche Beziehung des Handelns wieder möglich wird — der Industriearbeiter wurde bislang dauernd nur als beliebige „fungible“ Arbeitskraft verwandt. Darum hat der Soldat „seine“ Aufgaben und Freude an ihr, der Industriearbeiter aber blieb beziehungslos zu dem, was er tat. Jedes Tun wird dann erst zu freudigem Handeln, wenn es im Rahmen seelischer Wechselbeziehung entsteht.

3. Endlich das Wertes. Hier erweist sich am stärksten die Abhängigkeit des Menschen von der Gemeinschaft. Angefangen von den kleinen Wertungen des Alltags, die wir Konvention nennen, verstoßt man nicht ungestrast gegen Wertüberzeugungen. Wer es tut, schließt sich damit selbst von der Gemeinschaft aus. Man wird ihm erst mit Kälte begegnen, dann mit offener Ablehnung, zuletzt mit Feindschaft. An den Wertungen wiederum ist es mit vollster Deutlichkeit abzulesen, wer zu einer Gemeinschaft gehört. Man könnte sagen, in der seelischen Schicht, wo das Werteslebnis gründet, sind nahezu alle individuellen Verschiedenheiten bei Angehörigen einer Gemeinschaft aufgehoben. Wir werden es im Weiteren näher aufzeigen,

wie das geschieht. Hier genügt die Feststellung, daß die Wertungen auch wiederum dasjenige sind, wovon wir uns am schwersten lösen, wenn wir aus einer Gemeinschaft heraustreten. Menschen, die ihre Rationalität gewechselt haben, haben oft nicht mehr von ihrem Volkstum erhalten als die spezifische Art zu werter.

So zeigt sich uns beim Erwachsenen im Denken, Handeln und Werten das Angewiesensein auf Gemeinschaften; dort wo sie fehlt ist das seelische Dasein, aufs Schwerste gefährdet. Das braucht man, wie wir sahen, nicht gedanklich zu erkennen: der Mensch ohne eigentliche Muttersprache, der Mensch in einer ganz unpersönlichen Arbeit, der Mensch der wertunsicher geworden ist, sie alle fühlen sich innerlich in Not, auseinanderbrechend und schwer gefährdet.

Das Mitausgemachtwerden des Menschen durch die Gemeinschaft zeigt sich dann zweitens ebenso dringlich bei genetischer Betrachtung des menschlichen Lebenslaufs. Das kleine Kind wird in eine Familie hineingeboren. Lange ehe es sich selbst als Individuum erlebt, ist es von dieser Gemeinschaft umschlossen, — sie ist seine Welt, in sie wächst es hinein. Schon kleine Kinder haben etwas an sich, worin sich „der Ton, der im Hause herrscht“ deutlich ausdrückt. Die Familien-Gemeinschaft ist für das Kind alles andere eher als ein engmaschiges Netz von Du-Beziehungen. Das Kind erlebt sich nicht seinen Eltern und Geschwistern „gegenüber.“ — Es ist eingebettet in das Gefüge der Familie, fühlt sich darin geborgen, wenn das Gefüge dauerhafter und selbstverständlicher Art ist; es ist „verloren“, innerlich gespalten wenn Spannungen und Spaltungen die Familie durchziehen. Noch für ältere Kinder ist der herbste Teil jeder Strafe das zeitweilige Ausgeschlossensein, das Erlebnis des „Draußenstehens“, — und dann

das Wiederaufgenommenwerden ein be-seeligender Augenblick. Mit etwa 3—4 Jahren entdeckt das Kind daß es selbst wolen kann, es kommt zu den kleinen Spannungen des sog. „ersten Trogalters“, aber sehr bald, fügt es sich, wenn keine Komplikationen hinzutreten, wieder willig und selbstverständlich der Gemeinschaft ein, von der es getragen wird. Erst die Pubertätsentwicklung führt meist unter heftigen inneren Erschütterungen zu einer gewissen Ablösung und Ver-selbständigung des Kindes. Indessen ist das Kind hier noch weit entfernt davon etwa seine Eltern „beurteilen“ zu wollen. Es ist völlig mit sich selbst beschäftigt und gerade das bedrückt es bis zur Uner-träg-lichkeit.

Von der neuen und fremden Ich-haftig-keit will es befreit sein. Zu alt für die Familie allein, die das Kind in ihm sieht und sehen muß — zu jung um seinen inneren Weg allein zu finden, drängt der junge Mensch zu seinen Altersgenossen, in eine Gemeinschaft, den Jugendbund.

Der Jugendbund ist (mindestens für Knaben und Jünglinge) keine Errungenschaft jüngster Zeit. Er wird falsch verstanden, wenn man sein Entstehen aus dem Zerfall der Familie zu erklären suchte. Er entspricht vielmehr einem tiefen Bedürfnis der Jugend-lichen aller Zeiten. — Schon bei primitiven Völkern finden wir Ansätze gleichen seelischen Gehalts im Rahmen der Initiationsriten. Der Jugendbund kann mehr oder weniger „organisiert“ sein. Von außen unterscheidet hauptsächlich die „Organisation“ den heutigen Jugendbund von den oft wenig organisier-ten Jugendgemeinschaften früherer Zeit: Verein, Leseabend, Kränzchen usw. Der Jugendbund hat seit je sein Daseins-recht neben der Familie behauptet. Je weniger allerdings die Familie zu geben vermag um so größere Aufgaben lasten auf dem Jugendbund.

J. Krueger hat zuerst auf die Tatsache hingewiesen, daß der Mann notwendig in der fruchtbaren Spannung zwischen zwei Gemeinschaften, deren jeder er ganz angehört, steht. Der Jugendliche aus festgefügtter Familiengemeinschaft leidet zunächst besonders unter dem Nach-zwei-Seiten-gezogen-sein, aber er wächst innerlich und reißt an der Überwindung dieser Spannung. Zu harmonischer Lösung ist er allerdings noch nicht befähigt, sie muß ihm erleichtert werden (eine Aufgabe der Organisation) — aber die Oberhand behält schließlich doch im Normalfall der Männerbund. Aus dem Männerbund ist entwicklungsgeschichtlich gesehen der Staat gewachsen; das Insgesamt der Familien einer Sprache und im Großen gesehen einheitlicher Wertungen bildet das Volk. Daher ist es eine Notwendigkeit, daß in der Jugendentwicklung der Männerbund die Oberhand behält. Anders die Entwicklung der Frau. Die Gemeinschaft in der und für die sie vorab ebt ist und bleibt die Familie. Wir werden den Jugendbund als Beispiel echten Gemeinschaftserlebens im Folgenden genauer betrachten, im Rahmen der Entwicklung ist er ein Durchgangsstadium.

Das Herauswachsen aus dem Jugendbunde bedeutet den Abschluß der Jugendentwicklung. Auch diese Ablösung vollzieht sich nicht leicht. Wer jemals „ganz richtig“ Student gewesen ist, der weiß wie schwer es ihm wurde, als das studentische Treiben ihm innerlich fernrückte. Der wehmütige Abschied vom Studentenleben ist ein sehr bekanntes Thema — und doch sollte er nicht mehr sein als äußere Bestätigung einer vollzogenen Ablösung und Zuwendung zu einer neuen Lebensphase. Indessen jeder Verzicht auf eine Gemeinschaft fällt uns schwer. Neue Gemeinschaften tun sich dann früher oder später auf: die berufliche Eingliederung in das Werk, den Betrieb,

die Kollegenchaft zuletzt den Staat und anderseits der Eintritt in die persönlichste und tiefste Gemeinschaft, die als Du-Beziehung anhebt, aber über dieselbe hinauswachsen soll zur echten Gemeinschaft der Ehe, dann der Familie, zuletzt des Volkes.

Von der Gemeinschaft umschlossen ist der Lebensweg des Menschen: von der elterlichen zur eignen Familie als Zelle des Volkstums führt die eine Kette tiefster Bindungen, vom Männerbund zum Beruf und zur Arbeit im und für den Staat die andere Kette. Spannungen, die aus solchen doppelten Bindungen erwachsen, zum Ausgleich zu bringen ist persönliches Werk, aber gefügt ist unsere Welt aus Gemeinschaften, in denen zu leben oder gegen die sich zu wehren uns allein übrig bleibt. Beides ist echtes Leben, während Alleinstehen das Leben der Seele zu zerbrechen droht.

## II.

### Vom Wesen der Gemeinschaft.

Gemeinschaft hat sich unserem Nachdenken als das Lebenselement des seelisch gefunden Menschen erwiesen. Sie ist es so unabweislich, daß wir vielleicht nie Anlaß gefunden hätten sie zu erforschen, — so wußte schon Treitschke, — wenn sie uns ungetrübt erhalten geblieben wäre. Es ist nur natürlich, daß dort, wo die stärksten vitalen Kräfte im Spiel sind, die Gegenwirkung gegen den Zerfall der Gemeinschaft am frühesten und mit der größten Intensität einsetzt. Zu einer Zeit, wo man den Zerfall in der breiten Schicht der Gebildeten zwar fühlte, aber nicht sehen wollte, um die Jahrhundertwende, setzte bei der Jugend die Gegenwirkung ein. Hier ist das Feld, wo man am längsten erprobt hat,

was zielbewußtes Wollen auszurichten vermag gegen drohenden Zerfall. Hier ist, gewiß oft in Extreme verfallend, aber unter Einsatz der ganzen Seele darum gerungen worden, die aufbauenden Kräfte des Gemeinschaftserlebnisses einzusetzen und so dem seelischen Ersticken im Schutt morsch gewordener Lebensordnungen entgegen zu wirken. Vieles von dem, was manche unter uns an diesem großen Vorwurf befremdete, ist daraus zu verstehen, daß den Initiatoren ihrem Alter zufolge der Gedanke an die doppelte Einfügung des Menschen in zwei Gemeinschaftsordnungen notwendig fern liegen mußte. Im Kampf zwischen Familie und Jugendbund mußte die Familie verworfen werden, um mit ganzem Einsatz beim Jugendbunde zu stehen. Es blieb der gegenwärtigen Zeit vorbehalten zu erkennen, daß jede durchgreifende Erneuerung beide Ordnungen des Gemeinschaftserlebens notwendig braucht. Das macht die Aufgabe größer und schwerer.

Versuchen wir an dem Jugendbunde darüber Klarheit zu gewinnen, worin das Wesen des Gemeinschaftserlebens besteht. Wo immer Gemeinschaft vorliegt, ist sie inneres Erlebnis derer, die zu ihr gehören, ihrer Glieder. Schon das Wort „Glieder“ drückt es aus, daß eine Gemeinschaft etwas völlig anderes ist als eine Summe von Einzelindividuen, sie ist nämlich ein organisches Ganzes, nicht von gedachter, sondern von unmittelbar erlebter Wirklichkeit. Wenn man sich darum bemüht, das Wesen der Gemeinschaft zu verstehen, so muß offenbar von zwei einander ergänzenden Richtungen her gefragt werden: 1. wie fügen sich die Glieder zum Ganzen und was bedeutet es, Glied zu sein? 2. Worin besteht die seelische Wirklichkeit des Ganzen? Wir fragen also zunächst nach der Gliedschaft, dann nach der Gemeinschaft.

## 1. Gliedschaft.

a.) Gerade der Jugendbund ist besonders geeignet, das Wesen der Gliedschaft unserem Verständnis zu erschließen. Eine Anzahl junger Menschen, so können wir es täglich beobachten, fügen sich im Jugendbund so zueinander, daß in ihrem Fühlen, Wollen und Werben in zahlreichen Situationen an Stelle des Ich ein Wir erlebt wird. Und zwar unterwirft sich das Ich nicht einem Wir, sondern es fühlt sich erhöht, gehoben, geadelt durch das Wir, — Repräsentant eines Wir sein zu dürfen. Welch ein Stolz und welche eine Freude liegt etwa in dem Ausruf: „wir tun so etwas nicht!“ „Wir lassen ihn nicht im Stich!“ „Wir schaffen es!“ Es gibt in den weiten Gefilden seelischer Erlebniswirklichkeit kaum eine zweite Art von Erleben, die in gleicher Weise den Schwachen emporreißt und ihn über alle eingebildeten oder wirklichen Mängel seines Könnens (Minderwertigkeit) hinaushebt und gleichzeitig dem Starken ein freudiges, aber zugleich verantwortungsgebundenes Ausströmenlassen seiner Kraft bedeutet. Die Psychologie muß es jedenfalls zunächst als eine Tatsache hinnehmen, daß es ein Erlebnis des Wir-Wollen gibt und daß gerade diesem Erlebnis die Kraft innewohnt, über alle Unterschiede zwischen den Menschen hinweg sie zum Handeln als ein Wesen zu befähigen.

Es ist seelisch gesehen, dasselbe Wir-Wollen, das eine Sportmannschaft zusammenreißt, eine Gruppe von Menschen in der Gefahr zusammenschmiebelt und zuletzt, im ganz Großen, eine geschichtsbildende Macht ersten Ranges sein kann. Immer aber hängen die Menschen, die ein solches Wir-Wollen, sei es auch nur für Stunden, zusammengefaßt hat, dann innerlich miteinander zusammen. Nicht die Gefahr, nicht die Not, nicht die Freude vermögen

an sich Menschen zusammenzuschmieben, wohl aber das aus diesen Anlässen geschehnde Erlebnis: Wir wollen. Eine Gruppe, die dauernd durch die Bande des Wir-wollen zusammengehalten ist, ist eine Mannschaft. Hier liegt der entscheidende Unterschied zwischen dem Jugendbund und dem Verein: der Jugendbund ist Mannschaft, der Verein ist es durchschnittlich nicht. Während der Verein sehr leicht zum Tummelplatz für den „Akteuren“, (den Menschen, der sich in Szene setzen will und dazu sein Publikum braucht) wird, verhindert gerade das Erlebnis des Wir-wollen ein Sich-Auffspielen einzelner. Man kann sagen, das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein gemeinschaftlichen Wollens entscheidet darüber, ob es sich um eine Lebensgemeinschaft oder um einen Interessenverband (Verein) irgendwelcher Art handelt.

b.) Der Jugendbund verliert dort seinen tiefsten Gehalt, wo er zum Tummelplatz einzelner Akteure herabstinkt. In ihm selbst aber sind Kräfte angelegt, die dem nachhaltig entgegenwirken. Der Akteur steht bewundert oder belächelt, immer außerhalb, während Gliedschaft von der gefühlsmäßigen Seite her als Fehlen eines Abstandes zu verstehen ist. Hier wird ein höchst charakteristischer Zug des Gemeinschaftslebens deutlich. Wer mit jemandem Mitleid fühlt oder Mitsreude, der fühlt sich doch immer mehr oder weniger abständig von jenem. Mehr noch, wenn wir ganz ehrlich sind, in unserem Mitleid wie in unserer Mitsreude steckt immer auch etwas von dem gegenteiligen Gefühl. Solche Gefühle sind komplizierte Gebilde: das Mitleid gefügt aus einem gewissen Gefühl der Geborgenheit und einem Sich-Einfühlen in die Lage des anderen. Man fühlt sich zwar ein, aber dieses Erlebnis hat keine letzte Wirklichkeit. So auch die Mitsreude: man fühlt sich ein in das freundige

Erlebnis des anderen, aber es bleibt das des anderen, und irgendwo in uns steckt etwas von Bedauern, daß man es nicht selbst ist, vielleicht sogar Neid. Anders dort wo die Abständigkeit zum Erlebnis des anderen im Gefühl fehlt, wo man selbst und zwar ganz unmittelbar betroffen oder beglückt ist durch das, was der andere erlebt. Es ist für uns dann kein anderer, sondern wir selbst werden mitausgemacht durch ihn. Wo solches Erleben möglich ist voller, reiner, ungemischter Gefühle, da ist Gemeinschaft wirklich: nicht das Ich erlebt, was einem anderen Ich widerfährt, sondern das Ich erlebt sich unmittelbar als Wir und uns ist dieses oder jenes widerfahren. Nicht der Torwart beim Fußballspiel hat die Partie vermasselt, nicht der Heerführer im Großen hat die Schlacht verloren, — sondern „wir“ haben verloren. Das Gefühl hat hier die Schranken des Ich völlig durchbrochen. Etwas tiefer Liegendes als das Einzelwesen-sein des Menschen ist in ihm lebendig, wofür er echte Gliedschaft erlebt und dieses Tieferliegende ist es auch, so müssen wir annehmen, das das Erlebnis des „Wir-wollen“ trägt.

c.) Noch von einer dritten Seite her erschließt sich uns ein Zugang zu jenem Tieferliegenden. Gliedschaft ist immer ein Bekenntnis zu im Grunde gleichen Wertungen. Wir wissen zunächst noch wenig davon, wie Wertungen in der Seele des Menschen entstehen. Zweifellos aber liegen ihnen einestheils Gefühlslebnisse zu Grunde, anderenteils sind sie weit mehr als bloße Gefühlslebnisse, nämlich immer zugleich auch Willensansporn. Darüber hinaus aber sind sie drittens das Stabilste und Festeste, was wir überhaupt im seelischen Haushalt kennen. Wo immer ein Mensch mit sich ringt, da geht es zuletzt um einen Wertkonflikt oder eine Umwertung. Das hat keiner deutlicher als Nietzsche gezeigt. Eine Umwer-

tung besteht aber darin, daß neue Wertefühle und mit ihnen neue Willensantriebe schon da sind, aber zufolge der Stabilität der Werte entsteht zunächst ein harter Kampf gegen ältere Wertungen, — der die Seele in ihrem Bestande gefährdet. Gerade dieses Gefährdetsein, das jeder von uns wiederholt erlebt hat, und das, wo es dauernd herrscht, die einzige Ursache wirklicher Verzweiflung sein dürfte, kann uns aber Aufschluß geben über das Wesen der Werte. Wirkliche Gefährdung tritt dort ein, wo die innere Form bedroht ist. Demnach sind die Werte vorab das Formgebende im Menschen. In der gleichen Richtung weist die Tatsache, daß wirkliches Sich-Durchbringen, Sich-Durchkämpfen zu neuen Wertungen immer eine tiefe Formung des Menschen bedeutet.

Was hier theoretisch nur angedeutet werden konnte, findet seine sehr greifbare Bestätigung in der Betrachtung der Gliedschaft. Jede Gemeinschaft festgefügtter Art kennt für die Neuhinzutretenden ein Noviziat: Kehrtenzeit, Fuchszeit, Wölflinge usw. Ganz allgemein, und zwar seit den Zeiten primitiver Initiationsriten, erfreut sich der Neuling während dieser Zeit keineswegs einer guten Behandlung. Er wird vielmehr durch verschiedene mehr oder minder ausgearbeitete und vollkommene Methoden dazu gebracht, daß er sich selbst in Frage gestellt erlebt. Die Wandfestigkeit der Formung, die ihm vor dieser Zeit zuteil wurde, wird so gründlich, als es immer gehen mag, erschüttert. Gleichzeitig aber fehlt es nicht an Gelegenheiten zu tieferen Gefühlslebnissen. Das Gefühlsleben wird gradezu systematisch aufgelockert, indem „Trunkenheit“ ermöglicht wird. „Trunkenheit“ ist hier im allerweitesten Sinne zu verstehen, sie kann durch Tanz und Spiel, Wanderung und March, durch Miterleben eines „Wir-Wollen“, kurz durch jede Art von Mitschwingen im übergreifenden Ganzen

der Gemeinschaft erzielt werden, — sie kann aber auch den Charakter tiefer religiöser Erschütterungen tragen (geistliche Orden). Der Novize ist erst dann reif zum Eintritt in die Gemeinschaft, wenn die Situation des inneren Ringens, wie wir sie oben skizzierten, für ihn wirklich geworden ist, d. h. aber wenn er bereit ist neue Wertungen ganz auf sich zu nehmen, sich durch sie formen zu lassen.

Exhib. univ. Tart.

An dieser Stelle wird es uns deutlich, warum jede echte Gemeinschaft einen Typus erzeugt, ja daß man die Frage, ob die Gemeinschaft einen Typus zu erzeugen vermag, als Kriterium ihrer inneren Kraft ansehen muß. Das Noviziat soll zur Aufnahme neuer Werte befähigen, diese Werte aber erweisen ihre Lebendigkeit und Kraft in der Formung des ganzen Menschen. Unter Typus verstehen wir in diesem Zusammenhang stilvolle Geschlossenheit, d. i. aber eine Stufe innerer Formung des Menschen. Man muß sich indessen darüber klar sein, daß Formung durch gemeinsame Wertungen, erst dort erreicht ist, wo die Gemeinschaft den Einzelnen nicht nur aus seiner Ichhaftigkeit befreit hat, sondern ihn darüber hinaus in einem neuen Sinne als Einzelnen, nämlich als Glied, d. i. als Vertreter ihres Typus wieder herausgestellt hat. — Ohne sich über die psychologischen Zusammenhänge im Einzelnen klar zu sein, aus dem Unbewußten heraus, sind seit alters die hier behandelten Fragen auf die schlichte Frageformel gebracht worden, die sich jede Gemeinschaft bei der endgiltigen Aufnahme eines Neuen vorlegt: 1. gehört er innerlich zu uns? 2. vermag er unsere Gemeinschaft nach außen zu vertreten? Beide Fragen bejahen, heißt, nun wiederum psychologisch ausgedrückt, daß ihn das Gemeinschaftsleben ergriffen hat, daß er sich zu den Wertungen durchgerungen hat



und daß er wenigstens auf dem Wege dazu ist, Typus zu werden.

So stellt sich unserem Denken Gliedschaft dar als ein echtes Anteilhaben, und dieses ist so zu verstehen, daß in einem bestimmten Bereich des Fühlens, Wollens und Wertens nahezu Gleichheit unter den einzelnen Individuen der Gemeinschaft besteht, die dann allerdings im Bereich der persönlichen Anlagen eine verschiedene Ausprägung erfährt. Diese Polyphonie bei gleicher Grundrichtung ermöglicht fruchtbare Spannungen, die die Weiterentwicklung des Ganzen tragen.

## 2. Gemeinschaft.

Es wird nach den Gesagten schon deutlich geworden sein, daß man das Wesen der Gemeinschaft niemals erfassen kann, wenn man sich darum müht, sie aus Beziehungen zwischen Einzelnen heraus zu verstehen. Gemeinschaft ist kein Bezugssystem Einzelner zu einander, sondern eine mächtige, herrische Kraft, die die Einzelseele erhöhen und adeln, aber auch brechen und vernichten kann. Wenn ein formal-demokratisches Zeitalter von dem Übergewicht der Vielen über den Einzelnen spricht, so hat es unrecht sofern es reine Zahlenverhältnisse im Auge hat, — die Wahrheit liegt selten bei der bloßen Majorität — es ist aber eine letzte Wirklichkeit seelischer Art, daß die Gemeinschaft den Einzelnen zwingt. Grade in der Art des Zwanges besteht ein entscheidender Unterschied: Majorität zwingt äußerlich (bei entsprechender Ordnung), Gemeinschaft zwingt innerlich. Widerseßlichkeit gegen die Majorität kann oft verbunden sein mit der festen Überzeugung vom Recht der eigenen Sache. Widerseßlichkeit gegen die Gemeinschaft (wo eine solche wirklich vorhanden ist) setzt den Menschen innerlich ins

Unrecht. Ein Einzelner, der genügende innere Größe besitzt, kann die Gemeinschaft lenken, aber auch er setzt sich innerlich ins Unrecht und zerbricht daran, wenn er etwas zu tun versucht, was dem inneren Wesen der Gemeinschaft nicht entspricht. In diesem inneren Unrecht-Haben — darin liegt ein Mysterium der Gemeinschaft. Keiner ist stark genug einer Gemeinschaft gegenüber, der er ganz angehört, solches Unrecht zu tragen.

Vielleicht können wir von der letzten Wirklichkeit, die uns hier unabänderlich entgegentritt, etwas mehr verstehen, wenn wir zur Gliedschaft zurückblicken. Der Mensch wird reif zur Gemeinschaft, wenn ihre Werte seine Werte sind und seine innere Gestalt von der Gemeinschaft geprägt ist. Manchmal braucht diese Gemeinschaft noch nicht da zu sein, sie kann aleichsam schlafen im Wesen, in der Erbanlage eines Stammes oder Volkes, dann ist der einzelne der vorausschauend sie als Wirklichkeit in sich erlebt, einer von den Genialen, der — innerster Notwendigkeit folgend — Völkerschicksale gestaltet. Aber auch solch einer darf sich nicht ins innere Unrecht setzen. Auch über ihm steht unverbrüchlich das innere Wertgesetz der erschauten Gemeinschaft, geradeso steht über jedem Gliede das innere Wertgesetz einer wirklichen Gemeinschaft.

Gemeinschaften sind so aller Willkür entzogen, aber sie stehen selbst im lebendigen Fluß des Geschehens. Ob eine Gründung zu einer Gemeinschaft führt, ist keineswegs sicher, sie vermag es nur dann, wenn sie Schlafendes, Keimhaft im Menschen Angelegtes weckt und gestaltet. Wir sind an der Grenze unseres Wissens und Forschens, wenn wir fragen, wo dieses Keimhafte herkommt, was es sei. Den Geist eines Zeitalters, den Geist eines Volkes, so können wir es bezeichnen, aber wir wissen darüber nicht mehr zu sagen, als daß wir hier vor

metaphysischen Verankerungen stehen. Die Romantiker sprachen von den „stillwirkenden Kräften des Volksgeistes“, wir wissen nur, daß es unberuhte Kräfte sind.

Wo eine Gründung aus diesen Kräften schöpft, da wächst sie sich aus zur Gemeinschaft. Sie hat ihr oft stürmisches Werden, — bis, von vieler Zutat befreit, die reine typusbildende Form ihre Verwirklichung findet. Oft können im Rahmen des Werdens die extremsten und z. T. abstrusesten Meinungen einander befehlen. Sie wirken gleichsam als Spannkräfte, die das Werden fördern, das aber unbekümmert um diese geschieht. Gemeinschaften können auch altern. Sie zeigen dann eine eigentümliche Starrheit und, was das entscheidende Kriterium ist, eine Verlagerung aller Betonungen nach außen. Noch besteht typusbildende Kraft und Wertgehalt, aber beides spezifisch abgewandelt. Der Typus erschöpft sich in einem bestimmten Auftreten, der Erfüllung bestimmter Formen. Die Werte sind extrem bewußt, man hängt zwar an ihnen, richtet sich auch nach ihnen, aber wenn man es einmal nicht tut, dann merkt man mehr oder weniger erstaunt, daß es auch anders geht. Das innere Sich-ins-Unrecht-Setzen ihnen gegenüber ist schwach geworden, es zerbricht den Menschen nicht mehr, sondern verursacht höchstens noch Unbehagen. Je mehr das zutrifft, umso mehr nähert sich die Gemeinschaft ihrem Zerfall.

Endlich, Gemeinschaften können eine innere Umwandlung und Erneuerung erfahren. Dieses trifft besonders zu für Gemeinschaften, die teilweise alt geworden sind. Es ist nicht selten so, daß gemäß der ungeheueren Beharrungstendenz wohlgefügte Gemeinschaften einen schweren Ballast von überlebten Wertungen mit sich tragen. Von ihnen aus besteht dann eine starke Tendenz die Gemeinschaft zum Zerfall zu bringen. Es kommt zu inneren Kämpfen, besonders

wenn die Gemeinschaft einem Ansturm von außen ausgesetzt ist. Eine starke Gemeinschaft kennt in diesem Fall keine inneren Kämpfe, eine überalterte fällt in sich zusammen, eine erneuerungsfähige dagegen durchlebt schwere Ersütterungen. Die Gemeinschaft und mit ihr jedes ihrer wirklichen Glieder fühlen sich in Frage gestellt und hier zeigt es sich nun, ob die bindenden Kräfte noch stark genug sind, ob die Ablösung von der Gemeinschaft noch als inneres Unrecht durchlitten wird. Wo dem so ist, erfolgt langsam durch eine lange Periode innerer Unsicherheit, die aber übergriffen ist von dem Zugehörigkeitsgefühl „trotz allem“ eine Wandlung der Wertsetzungen und damit eine Wandlung der Gemeinschaft. Es gibt keine „plötzlichen Befehlungen“ von Gemeinschaften — es kann sie nicht geben, denn es geht um Werte, und diese sind das Felsgestein der Seele. Aber eine langsame und schmerzliche Neuformung wird Wirklichkeit dort, wo die Gemeinschaft stark genug dazu ist.

Gemeinschaften sind wesenhafte Mächte höherer Ordnung als es einzelne Menschen sind. Das ist keine dichterische Ausdrucksweise, sondern nackte Realität im Seelischen. Schmerzhaft ist die Einfügung des Menschen in Gemeinschaften, unnachsichtlich sind ihre Forderungen, und fühllos gegen die Wünsche des Einzelnen. Aber der Mensch bedarf ihrer wie der Luft zum Atmen, wenn anders seine Seele gesund sein soll. Der Zerfall von Gemeinschaften mag uns als Fortfall eines Ballastes dünken und es ist manchmal so, aber wenn keine neue Gemeinschaft den Menschen umschließt mit all ihren Spannungen und Härten, dann ist er ein Treibender, ein Losgelöster, ein Entwurzelter, mit dem jeder Windstoß sein Spiel hat.

### III.

#### Vom inneren Bau und Leben der Gemeinschaft.

Es ist mehr als ein äußeres Bedürfnis der Organisation und der Arbeitsteilung, daß in jedem Bund eine Führung besteht. Einer echten Gemeinschaft genügen funktionäre nicht. Das tritt schon deutlich in Erscheinung bei den freien Gruppenbildungen der Knaben, etwa der Schüler einer Klasse. Diese haben immer die Tendenz, sich zu Gemeinschaften auszuwachsen und demgemäß besteht von vornherein eine scharfe Trennung zwischen „Sachverständigen“ und „Spezialbeauftragten“ einerseits und der Gesamtführung andererseits. Darin spricht sich eine Gesetzmäßigkeit des inneren Baues von Gemeinschaften aus: man bedient sich des Könners für bestimmte Aufgaben, aber die eigentliche Führung wird nicht bestimmt durch technisches Können, die Gemeinschaft fordert vielmehr zum Führer den, durch den sie am stärksten in geprägter Form zum Ausdruck kommt. So gewiß nun der Führer einer Gemeinschaft *primus inter pares* sein muß, so liegt doch ein entschiedener Ton auf dem *primus*, und zwar vorab in ethischer Hinsicht. Die Wertgesetze der Gemeinschaft müssen im Führer Leuchtkraft haben, nur dann vermag er wirklich die Gemeinschaft zu führen. Es ist nicht selten, und dann meist ein gutes Zeichen für die Gemeinschaft, daß ihr Führer nicht der ist, den man auf den ersten Blick dafür halten könnte. Nicht das vollendete Auftreten oder zur Schau getragene Sicherheit machen den Führer aus, sondern eben das, was man den „Priesterdienst“ an den Werten der Gemeinschaft nennen könnte.

Es ist sehr aufschlußreich, eine Knabenklasse zu beobachten. Nachdem zunächst Könner der verschiedensten Art, der „beste“ Schüler, der stärkste, der Maulheld ihre

Rollen gespielt haben, taucht später, wenn die Klasse sich zu einer Gemeinschaft zu konsolidieren beginnt, als Führer ein Junge auf, den man bis dahin vielleicht kaum beachtet hat, der aber von einer eigentümlichen Festigkeit in seinen Wertungen ist. Kommt es dagegen in einer Klasse zu keiner Gemeinschaftsbildung, so behält der äußerlich Fertigeste das Übergewicht. Bei diesen Vorgängen in einer Schülerklasse fehlt jede bewußte Planung und gerade darum müssen wir auf Grund derselben und entsprechender Vorgänge in anderen Jugendgruppen feststellen, daß die Gliederung der Gruppe in Führer und Geführte keinem organisatorischen, das wäre rationalem Bedürfnis entspringt, sondern einer viel tieferen Notwendigkeit. Man könnte daran denken, daß hier dieselben Kräfte wirksam sind wie bei der Herausstellung des Leitieres aus der Herde. Indessen, gerade dieser Vergleich zeigt, wie spezifisch menschlich die Gemeinschaft ist: das Leittier ist das stärkste und körperlich vollkommenste, den Führer aber charakterisiert seine besondere Verbundenheit zu dem nur menschlichen Wirklichkeitsbereich, — den Werten. So mögen uralte Instinkte mit im Spiel sein bei dem Verlangen nach Führung, aber sie sind in der Gemeinschaft spezifisch menschlich überformt. Hieran mag uns als an einem Beispiel klar werden, wie sehr gerade die Gemeinschaft Trägerin menschlicher Lebensformung im tiefen Sinne ist und uns hinausheben kann über das Ergriffensein von Instinkten, die wir mit den Tieren gemein haben, indem sie diese überformt.

Dieselben Gesetze, die sich in der verhältnismäßig primitiven Jugendgruppe auswirken, überherrschen auch noch die ganz großen Gemeinschaftsbildungen in der Geschichte. Bei der Führung von Regimentern und ganzen Heeren besteht ein Unterschied zwischen dem Generalstäbler und dem

Führer. Dieser muß das Wesen der Gemeinschaft verkörpern, jener ist ein Spezialist. Es mag wohl vorkommen, daß ein Führer mitunter auch die Fähigkeit zum Generalstäbler hat, aber wir kennen Beispiele die Fülle, wo der beste Taktiker es nicht vermochte, Heere zu führen.

Man darf in Sachen des Seelischen den äußeren Ausdruck nicht gering achten. In ihm kündigt sich viel vom inneren Wesen. Es ist kein Zufall, daß in der festen Gemeinschaft der Heere der geringste Soldat und der oberste Führer den gleichen Noth tragen. Genau so wenig ist es Zufall, daß der letzte Laienbruder und der Kirchenfürst ein Gewand von gleicher Machart tragen. Sie alle umschließt jeweils das Band einer festen Gemeinschaft, die stark genug ist, eine bis ins Feinste gegliederte Hierarchie zu tragen, ohne daß daraus soziale Spannungen entstehen. Die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft ermöglicht echte Gleichheit, die in der Kleidung ihren Ausdruck findet. In diesem Rahmen sind aber Ungleichheit der Aufgaben und damit oft auch der Lebensführung selbstverständlich. Erst dort, wo die Gemeinschaft zu zerfallen beginnt, vermag das Gefühl der Ungleichheit drückend zu werden.

Wir müssen versuchen, wenn wir das innere Leben der Gemeinschaft tiefer verstehen wollen, das Verhältnis von Führer und Geführten im Kern zu fassen. Je primitiver die Gruppe in ihrem Erleben ist, umso mehr wird der Führer schlechthin als Ideal, als das Sichtbare der unsichtbar wirklichen Gemeinschaft erlebt. Er ist die Gemeinschaft, wie in primitiveren Zeiten der König der Staat war. Für das differenziertere Erleben treten die Idee der Gemeinschaft und der Führer deutlich auseinander. Die Gemeinschaft ist sichtbar verkörpert nur noch im Symbol: in Fahnen, Standarten, Wimpeln, Siegeln usw. Im Führer aber be-

gegnet der einzelne der tätigen Verkörperung der Wertungen, die auch ihn zwingen. Die Symbole zeigen die dauerbare Macht der Werthaltungen — sie müssen ehrwürdig sein und viel überdauert haben — aber aus den Augen des Führers sollen dieselben Forderungen uns als wirkende Kraft anblicken. Der Führer wechselt im Strom des Geschehens, die Symbole sind zeitlos. Die großen Ordnungen des Seins und des Werdens, an denen beiden teilzuhaben menschliches Sein kennzeichnet, treten hervor.

Das alles wird in Feierstunden gefühlsmäßig sehr deutlich erlebt, aber der Führer erweist sich im Alltag. Hier lastet die schwere Aufgabe, den Typus der Gemeinschaft in sich und den anderen zu formen auf ihm. Dabei kann durch bewußtes und planmäßiges Arbeiten nicht viel mehr als ein äußeres Klappen der Organisation erzielt werden. Die Formung selbst geschieht durch die Macht der Gemeinschaft, die irrational und doch sehr greifbar durch die Person des Führers den einzelnen erfaßt. Wie das geschieht, kann uns klarer werden, wenn wir uns fragen, welche innere Haltung einen Führer zu seinem Dienst befähigt. Bis zur Stunde hat wohl noch keiner Tieferes als Nietzsche darüber gedacht.

Die innere Haltung des Führers ist schlechthin maßgeblich dort, wo Gemeinschaften im Entstehen begriffen sind, wo der Typus also noch errungen werden muß; — sie sorgt für innere Lebendigkeit dort, wo in festen Gemeinschaften der Typus schon in hoher Prägung gelebt wurde. Vielleicht ist der entscheidende Zug im Bilden des echten Führers der Affekt des Ja-Sagens (Nietzsche), er darf kein Zauderer sein und kein Bedächtiger. Paden-der innerer Schwung muß ihn beherrschen, daß er die Herzen der Geführten zusam-

menzureißen vermag zu einem kraftvollen: „Wir-wollen“. Dazu bedarf es nicht in erster Linie der „zündenden“ Rednergabe, sondern des inneren Erglühens im Ja-Sagen zu den Haltungsforderungen der Gemeinschaft. Dieser Affekt muß sogar bis zu einem gewissen Grade gehemmt sein, da er, frei ausströmend, etwa im Wort, halb verklingen würde. Wenige, abgeriffene Worte können genügen, wenn jeder hinter ihnen echtes Ergreifen und geballtes, ehernes Wollen erlebt. Die Kraft der Gemeinschaft selbst spricht dann aus dem Führer und zwingt den Einzelnen. Auch der Führer ist also kein Wollender seines Willens, sondern ein tiefer Geformter und eben darum ein dauerbarer Ergreifener und fester Zupackender im Dienste der Gemeinschaft. Weil um er seinen Dienst weiß — und je tiefer das der Fall ist umso mehr — ist ihm Ehrfurcht eigen, sie bezeichnet sein Verhältnis zu den Werten der Gemeinschaft. Aus dieser Ehrfurcht wächst sein Erlebnis der Gleichheit. Eben damit zwingt er den einzelnen zu echter Kameradschaftlichkeit, die nicht aus gemeinsamer Abwehr wächst, sondern aus dem gemeinsamen Kampfe um hohe Güter, vor denen man Ehrfurcht haben muß. Gemeinsame Ehrfurcht ist die reifste und stärkste aller Gleichheiten, die wir erleben können.

Der Führer muß tiefer geformt sein, er muß die Härten der Eingliederung in die Gemeinschaft ganz und ohne Rest durchlebt haben und mindestens in diesem Sinne überwunden haben, denn er bedarf einer natürlichen Distanz, die ihn vor der Angleichung nach unten schützt. Angleichung des Geführten zum Führer hin soll ihn erhöhen, das Allzumenschliche des Führenden würde dem entgegen stehen. Aber die Menschlichkeit des Führers soll sich auswirken in dem unaufdringlichen Verstehen der Sorgen jedes einzelnen. Hier muß der

Führer über das innere Leben der Gemeinschaft hinausgreifen können und verstehend wissen um die zwei Gemeinschaftsordnungen, in die unser Leben gespannt ist (Bund und Familie). Bei aller Verschiedenheit der Charaktere der Menschen sind die letzten Lebensfragen stets die gleichen. Diese in der ganzen Schlichtheit innerer Reife zu verstehen, ist eine große Aufgabe des Führers; denn hier wächst das tiefe Vertrauen. Wie die Erlebnisse der Gemeinschaft vorab in schlichten und starken Gefühlen den Menschen ergreifen, so ist es Forderung an den Führer, daß er den Gang zum Schlichten, Geraden und Einfachen habe. Die Würde seines Dienstes fordert, daß er die Umwege verschmähe, aber sie verbieten sich auch von selbst, denn das Wir-wollen-Erlebnis kann nie aus Klügelien erwachsen, sondern immer nur auf dem Boden eines geraden und offenen Zupackens. Der Führende muß hart sein können gegen sich selbst und an sich arbeiten, die Gemeinschaft fordert es unnachlässig von ihm. Je anspruchsloser und schlichter er aber ist, umso reiner und zwingender wird er vor denen stehen, die er führt.

So hoch uns diese Forderungen an den Führenden erscheinen mögen, sie bestehen im Grunde immer, denn sein Dienst ist ein Dienst an Werten — diese kennen kein Sich-Bescheiden. Überall dort, wo es um eine Erhöhung des Lebens zum eigentümlich Menschlichen, um eine Überformung dessen, was wir mit den Tieren gemein haben geht, ist die Forderung nach dem Ausgezeichneten selbstverständlich. So in der Kunst und in der Wissenschaft, die Genüge tun sollen einer Vertiefung des Lebens. So auch in der Gemeinschaft, die, wie wir sahen, ihrem tiefsten Gehalt nach eine ethische Durchformung des Lebens ist, mag sie auch aus primitiven Bedürfnissen erwachsen — sie

umfaßt den Menschen als ganzen, von seinen primitiven Seelenschichten an bis zu seinem sittlichen Streben.

Das innere Leben der Gemeinschaft zeigt sich uns demnach als Verbundenheit und Geborgenheit und dauernder Anspruch auf den Dienst des einzelnen. Dieser Dienst verwirklicht einmal konkret die unmittelbare Aufgabe der Gemeinschaft, er formt andererseits den inneren Menschen; — die Gemeinschaft kennt in ihren Forderungen kein Verständnis für Schwachheit und Lässigkeit. Sie kraftvoller sie ist, umso unumstößlicher sind ihre Gesetze, der Führende aber steht mitten inne zwischen der rücksichtslosen Forderung und dem Verstehen aus seiner eigenen Menschlichkeit. Nach beiden Seiten hin droht Unfähigkeit ihn seines Dienstes zu entheben: Schwachheit setzt ihn ins innere Unrecht gegen die Wertgesetze und gleicht ihn den Geführten an; Rigorosität benimmt ihm die Möglichkeit, Liebe zur Gemeinschaft zu wecken. Auch sie ist ein Raub an den Wertgesetzen, da sie ihnen die Leuchtkraft nimmt. Nur in der Gemeinschaft konnte der Gedanke des Dienstes, und das ist die sittlichste Form menschlicher Arbeit, entstehen. Dienst ist nicht ein Wirken für andere, keine „humanitäre“ Angelegenheit, sondern Dienst ist das schlichte Erfüllen der Forderung, daß Wert Wirklichkeit sein soll. Wo immer ein Mensch Werte, die ihn ergriffen haben, nicht nur verehrt und von ihnen träumt, sondern innerem Zwang zufolge ihren Forderungen in seinem Handeln rücksichtslos genügt, dort dient er, und sein Dienst ist umso höher, je notwendiger die Werte sind. Die Notwendigkeit der Werte aber vermag zwar der geniale Einzelne zu sehen, dem gewöhnlichen Menschen tritt sie entgegen in der zwingenden Kraft von Gemeinschaften. Auch der Eigenbrötlerei mag, sittlich gesehen, seinen Dienst tun,

aber wo die Notwendigkeit der Werte fehlt, fehlt auch der letzte sittliche Adel, die Formung des Menschen im Dienst. So ist der Dienst zum Symbol geworden des menschlichen Strebens nach ethischer Überformung des Lebens. Mag er als äußerer Zwang anheben, er fordert vom Menschen zum inneren Zwang zu werden, und in dieser Umformung, die vor allem durch das Erlebnis der Gemeinschaft geschieht, erringt sich der Mensch das, was allein den edeln Namen der Freiheit verdient.

#### IV.

### Zwei Gemeinschaftsordnungen.

Das innere Leben der Gemeinschaften, so wurde dargelegt, stellt sich als sittliches Leben dar, durch und in dem Dienst, den die Gemeinschaft fordert. Der Dienst verbindet Wert und Wirklichkeit in nüchternster und greifbarster Weise. Die vielen Schwierigkeiten aber, denen jedes menschliche Leben innerlich begegnet, erwachsen nicht so sehr aus dem Sich-Durchkämpfen bis zur Verinnerlichung des Dienstes als vielmehr daraus, daß der Mensch in zwei Gemeinschaftsordnungen gestellt ist. Im I. Kapitel wurde versucht zu zeigen, wie es entwicklungsmäßig bedingt ist, daß der Mensch herauswachsen muß aus der Gemeinschaft seiner Familie und hineinwachsen in den Jugendbund, später in den Staat. Aber nur in Grenzfällen einer nicht eigentlich als normal und gesund anzusehenden Entwicklung vollzieht sich hier ein völliger Übertritt aus der einen Gemeinschaftsordnung in die andere. Es ist vielmehr so, daß neben dem Jugendbund die Bindung an die Familie weiter besteht und neben der beruflichen Bindung, der Lebensarbeit die Gründung und Erhaltung einer eigenen

Familie steht. Hier wie dort steht der Mensch den unnachsichtigen Forderungen von Werthaltungen gegenüber, von denen keine misachtet werden darf, da das unzweifelhaft als innere Schuld und Unrecht erlebt werden muß. Wo ein Widerstreit entsteht, und er muß entstehen, denn jede Gemeinschaftsordnung fordert ihrem Wesen zufolge den Menschen ganz, da ist die Verstrickung in Schuld unvermeidlich. Es genügt nicht, die Werte beider Gemeinschaftsordnungen zu erleben und zu bejahen, wo der Dienst die Werte mit der Wirklichkeit koppelt, da entstehen Überschneidungen, die sich bis zu tragischer Verwicklung steigern können. Im Grunde genommen ist dies das Thema aller großen Dramen: fast alle Dramen Hebbels, aber auch Schillers und in der antiken Welt z. B. die Antigone sind von hier aus zu verstehen. Es war irrtümlich zu behaupten, etwa die Agnes Bernauer behandle das Thema Individuum und Gemeinschaft. Es handelt sich nicht um die individuellen Wünsche des Bayernprinzen, denen die Forderungen des Staates entgegenstehen, vielmehr besteht zwischen dem Prinzen und der Bernauerin eine echte Gemeinschaft, die mit den Forderungen der anderen Gemeinschaftsordnung in schroffem Widerspruch steht. Wenn man Tieferes erfahren will über das Wesen der Gemeinschaft zweier Menschen, aus der die Gemeinschaftsordnung der Familie wächst, so vergleiche man einmal die ganze Reihe der Hebbelschen Dramen. Nicht mühsam und selbstverständlich entsteht die Gemeinschaft der Familie. — Wir können hier die literarische Analyse nicht fortsetzen, wollen aber versuchen, die Entstehung der Familiengemeinschaft wenigstens in ihren wichtigsten Zügen zu erfassen, dann wird es zugleich deutlich werden, welche gefahrbringenden und doch zugleich erhöhende und weitertreibenden Kräfte

in der Zweifelt der Gemeinschaftsordnungen beschlossen sind.

Die Frau ist biologisch und seelisch der Gemeinschaftsordnung der Familie fester verknüpft als der Mann. Es ist irreführend zu vermuten, daß die Frau deswegen nicht auch in der Gemeinschaftsordnung des Staates mitarbeiten könnte. Die letzten Jahrzehnte haben zur Genüge bewiesen, daß sie es kann. Aber die Frage liegt anders: die Gemeinschaftsordnung des Staates kann nicht bestehen ohne die Gemeinschaftsordnung der Familie. Beim Manne hat die Gemeinschaftsordnung des Staates ein Übergewicht. Sollte das Gleiche auch bei der Frau eintreten, so wäre die Familie aufs Schwerste gefährdet. Wo sich der Staat auf diese schlichte Tatsache besonnen hat, ist es falsch von einer „Beschränkung der Rechte der Frau“ zu sprechen: sie ist die Beauftragte des Staates für die Erhaltung der Familie und damit des Volkstumes. Es ist nicht möglich eine Familie zu gründen, die im Nebenher bestehen soll. Gerade als echte Gemeinschaft fordert sie uneingeschränkten Dienst. Das ist der Dienst der Frau. So sieht die Sachlage rational aus, aber es ist gut und wichtig, daß diese Rationalität für die Frau durchschnittlich nicht besteht, daß sie ohne Überlegung, aus innerstem Bedürfnis fordert, was die Werte der Familiengemeinschaft, die in ihr lebendig sind, verlangen, — auch und gerade vom Mann. Dies ist der entscheidende Unterschied zwischen den Gemeinschaftsordnungen: man kann bei der klarst schauenden Erkenntnis keine Familie organisieren.

Der Tatbestand, daß zwei Menschen triebhaft zueinander gedrängt sind, daß sie einander zu ergänzen und zu harmonisieren scheinen, ist nur ein erster Anfang. Der Mann, der durchschnittlich schon 2 Ablösungsprozesse erlebt und vollzogen hat, von seiner elterlichen Familie zum Jugendband

und wiederum vom Jugendbund zu seiner Berufsgemeinschaft — muß fast notwendig die Frau zunächst als ihm gegenüberstehend erleben, d. h. als Begrenzung seiner Ichhaftigkeit. Ihm naht dauernd die Versuchung, seine Ichhaftigkeit mit dem Dienst an Gemeinschaften der anderen Ordnung zu bemänteln. Sie wird umso stärker als die Grenzen zwischen wirklich notwendigen Forderungen und gern gewollten in der Tat stehend sind. Die Frau ist demgegenüber ihrem ganzen Wesen nach darauf angewiesen, vom Manne Aufgabe der Ichhaftigkeit zu fordern. Das ist kein Egoismus, weit eher das Gegenteil davon. Nicht sie fordert, sondern die Gemeinschaft, der sie dienen soll und muß fordert ihre Entstehung. Es ist, richtig verstanden, ein Abwehrkampf der Frau. Sie wehrt sich gegen die Ichhaftigkeit des Mannes, weil eben diese Ichhaftigkeit sie zwingt, als Gegenspieler selbst ichhaft zu werden. Es liegt der echten Frau fern, ichhaft zu sein, in ihrem Leben hat die Ichhaftigkeit zunächst keinen Raum und wo sie durch den Mann dazu gezwungen wird, verliert sie ihr Bestes. (Man lese daraufhin etwa den verzweifeltsten Abwehrkampf Mariannes in Hebbels Drama noch einmal durch). Je mehr der Mann es nun vermag, seine Ichhaftigkeit abzustreifen, umso tiefer verwachsen beide zur Gemeinschaft der Familie. Es sind gewiß oft herbe Verzicht, die von dem Manne gefordert werden, aber das ist sein Dienst am Volke, der nicht weniger gewichtig ist als sein Dienst am Staat.

Die Frau, die wie es ihr natürlich ist, von dem Dienst an den Werten der Familie erfüllt ist und die nicht selbst durch herbe Enttäuschung zur Ichhaftigkeit gezwungen wurde, wird mit innerer Sicherheit der zwiespältigen Situation des Mannes Rechnung tragen und nur Notwendiges von ihm fordern. Der Mann neigt dazu, zu

klügeln und nach Begründungen zu suchen für Forderungen, die nur sein Erlebnis der Werte der Familiengemeinschaft begründen könnte. Weil die Frau die Kraft der Werte fühlt und sie nicht durch Begründungen rationalisieren darf noch will, entsteht dann oft die am Wesen der Sache vorbeigehende Meinung, daß die Frau unberechtigt Forderungen stellt. Der kritische Zeitpunkt für die Bewährung der Familiengemeinschaft ist das Hinzutreten der Kinder. Die auf sich selbst zurückgeworfene Frau wird, wenn sie noch gesund genug dazu ist, mit den Kindern eine Teilgemeinschaft gegen den Vater bilden. Wo dagegen eine echte Familiengemeinschaft besteht, ist der Vater notwendiger Teilhaber am inneren Leben der Familie und jedes Ereignis wie jede Feier bedürfen seiner Teilnahme. Erst in dieser Geschlossenheit und Fülle ist das Familienleben eine eigenständige Art der Wertverwirklichung und damit eine Formung des Menschen durch sittliche Kräfte.

Wenn wir nun fragen, woher denn die Werte der Familiengemeinschaft ihren Ursprung nehmen, so stehen wir wiederum vor der letzten Tatsache, daß Zeitalter und Völker ihr eigenes Wertleben haben. Aber während in der Gemeinschaftsordnung des Staates von hier aus die geltenden Werte schlechthinige Bestimmung erfahren, werden die Werte der Familiengemeinschaft von Zeitalter und Volkstum nur mitgeprägt. In allen Zeitaltern und allen Volkstümern ist die Familie Keimzelle spezifisch menschlichen Seelenlebens. Das ist ihr metaphysischer Wert. Aus der Familie sät sich die Gemeinschaft des Volkes, nicht zuletzt durch die Vermittlung der Kinder. Diese sorgen dafür, daß es nachbarschaftliche und lebendige Beziehungen der Häuser untereinander gebe, durch sie können Spannungen und persönliche Gegensätze der Eltern erledigt werden.



Da die Familie nur gleichsam indirekt an den Wertungen des Staates teilnimmt, bleibt eine gewisse Spannung zwischen beiden unaufhebbar. Solche Spannung so weit als möglich zum Ausgleich zu bringen ist eine rastlos treibende und formende Kraft im Leben des Menschen. Sie zwingt ihn, seine Gliedschaftspflicht in beiden Gemeinschaftsordnungen wärend, durch Schuld und Not zu ethischen Entscheidungen und damit zu einer sittlichen Überformung des Lebens.

Vielleicht ist möglich gewesen, aus diesen Ausführungen das eine hervortreten zu lassen, warum unsere Zeit sich mit so harter Erbitterung gegen den Zerfall beider Gemeinschaftsordnungen wehren muß. Die Begründung liegt in nichts anderm als darin, daß das Lebenselement der sittlichen Kräfte durch Zerstörung bedroht war. Das vermag der Mensch vielleicht auch durch Überlegung zu erkennen, vorab aber fühlt er es, im seelischen Aufbruch alles dessen, was seine Seele als Mensch an Werte bindet.